

stellung! Ich versuche, ihrem Scannerblick auszuweichen. Muß ich mich schämen? Bin ich ein Frauenfeind? Was kann ich dafür, daß sie so heißt: Schreivogel. Meine Ansprechpartnerin! Ich könne mich jederzeit vertrauensvoll an sie wenden. Das werde ich tun, verspreche ich ihr. Wieder dieses Lächeln! Sie hat keine Ahnung von meinem Ort. Oder vielleicht doch?

## VII

Die Welt hat sich in eine Erziehungsanstalt verwandelt. Wir werden erzogen wie kleine, unartige Kinder. Von wem? Wer steckt dahinter? Ich bin mir nicht sicher. Ich äußere mich ungern zu Dingen, bei denen ich mir nicht sicher sein kann. Was erfahren wir, was wird verheimlicht? Was sollen wir glauben und warum? Wird die Erde bald verglühen? Steuern wir auf eine Katastrophe zu? Ich bin kein Wissenschaftler wie mein Freund. Er verfügt über tiefere Einsichten als ich. Was er sagt, erscheint mir wohl durchdacht und gut begründet. Um so mehr frage ich mich, weshalb er seine Argumente nicht öffentlich vertreten darf. Warum man ihm deswegen Schwierigkeiten macht. Welche Art

von Schwierigkeiten, möchte ich vorsichtshalber nicht beschreiben. Jeder weiß, wie solche Schwierigkeiten aussehen: der Verlust einer beruflichen Stellung, eines Amtes, eines Lehrauftrages, einer Förderung, unerwartete bürokratische Hürden für ein eventuell vorhandenes Unternehmen, Repressionen durch Finanzbehörden, Rufschädigung, Diffamierung. Beispiele gibt es genug. Mein Freund ist kein Einzelfall. Sie gehen gegen jeden vor, der es wagt, ihren festgelegten Welterklärungen zu widersprechen. Zweifel werden niemandem gestattet. Sie verlangen Gefolgschaft für ihre Behauptungen, fordern Bekenntnisse, Nachplapperei. Drohen mit Strafen für abweichendes Denken. Für Denken überhaupt! Welche Anmaßung! Welcher Hochmut! Welche Vermessenheit! Sie halten sich für unantastbar. Meinen, sich alles erlauben zu dürfen, weil über ihrer Macht nichts sei. Dabei haben sie nichts weiter in der Hand als ihre lächerlichen Verbote. Und primitive Musik. An meinem Ort erreichen sie mich damit nicht. Hier gilt mein eigenes Gesetz. Alles zu denken ist erlaubt. Alles zu hören. Jede Form von Klassik. Was ihre Tonmaschinen produzieren, kann niemals diese Göttlichkeit erlangen. Nicht die Tiefe und Vollkommen-

heit, wie Mozart sie uns schenkte. Ihre Roboter eignen sich als Kriegsautomaten, perfekte Tötungsapparate. Aber nicht als Komponisten und Tenöre. Was sie hervorbringen, bleibt künstlich, ohne Seele. Hoch entwickelte Spieluhren, denen jeder Hauch von Leben fehlt. Nur Talentlose können sich daran freuen. Es müssen Talentlose sein, die über uns herrschen. Vielleicht erklärt das einiges. Denn hätten sie irgendein Talent, warum sollten sie herrschen wollen? Der Gedanke erscheint mir überlegenswert. Ich halte ihn fest. In meinem Protokoll. Das sich Zeile um Zeile fortsetzt. Im PC und auf Papier. Mein Gehirn läßt sich nicht ruhigstellen. Es ist ein ständiger Arbeiter. Die Worte fließen unaufhaltsam wie ein Strom, begleitet von verbotener Musik – einer Arie, vielleicht aus *Tosca*. Der verzweifelte Cavaradossi vor seiner Hinrichtung. Nach dem Gesetz ist, was ich tue, schwere Sünde. Ein Verbrechen. Niedrig und böse. Welche Strafe mich erwartet, wenn sie meinen Ort entdecken, kann ich nicht sagen. Besserungshaft? Verbannung? Erschießung? Ich gehe das Wagnis ein. Muß es eingehen. Ich will meine Freiheit jetzt, nicht irgendwann. Worauf soll ich warten, hoffen? Auf ein Wunder? Auf einen Aufstand? Auf die

nächste Wahl? Daß jemand etwas für mich unternimmt? Sich für mich einsetzt? Mein Nachbar vielleicht? Nichts ist aussichtsloser als das. Im Augenblick bleibt mir nur übrig, ein Maulwurfsleben zu führen. Bemüht, keine verräterischen Hügel aufzuwerfen. Doch ich bin glücklich dabei – wenn mich, wie es oft der Fall ist, ein Zustand tiefer Ergriffenheit überkommt. Dann fühle ich mich ganz und gar in der Musik geborgen, aufgehoben, verbunden, nah der Quelle der Gedanken, wie ins Gebet versenkt. Obwohl ich in mir eingeschlossen bin, öffnen sich mir tausend Fenster. Das macht die Dinge leicht. Alles relativiert sich. Erscheint in anderem, beruhigendem Licht. Ich spüre Gelassenheit. Als würde ich die Welt vom Standpunkt eines überzeitlichen Betrachters sehen. So denke ich auch eher mild und wehmütig an Marie zurück, statt zornig und enttäuscht. Auch wenn ich mich noch lange verletzt fühlen werde. Sie hat sich derart gründlich von mir abgewendet, daß ich mich frage, was sie eigentlich an mir fand, als sie mir noch täglich um den Hals gefallen ist. Ich muß es so nennen, denn für eine Katholikin, die sie zu sein behauptete, war sie überraschend hemmungslos, um nicht zu sagen,

ohne jede Scham. Jedenfalls was gewisse Arten und Weisen von Sex betrifft. Ich habe auch sonst nicht viel Katholisches an ihr bemerkt. Jetzt präsentiert sie sich im Internet. Hat ein persönliches Profil erstellt. Geht virtuell auf Partnersuche. Verlinkt sich und vernetzt sich mit der ganzen Welt. Was soll ich davon halten? Öffentliche Selbstanpreisung, moderner Exhibitionismus. Als würde sie sich irgendwem verkaufen wollen. Sich anbieten wie menschliche Ware. Ein bunter Sklavenmarkt, betrieben von fröhlichen Sklaven. Sie hat das kleine Häkchen, das eine feste Partnerschaft markiert, durch Mausclick entfernt. Sie hat sich freigegeben für den nächsten Interessenten. Vorher verlangte sie von mir noch einen offiziellen Abschluß unserer Beziehung. Wir seien schließlich Erwachsene und könnten damit umgehen. Sie lud mich ein in ein aztekisches Restaurant. Ich halte nichts von aztekischer Küche. Geschmorte Ziege, Kürbis, Mais und Chilischoten. Ich weiß selbst nicht, warum ich mich darauf einließ, mich dieser letzten Demütigung unterzog, ihrer gespielten Fröhlichkeit. Im Gegensatz zu mir schien sie das Essen zu genießen, das Ende unserer Verbindung. Eigentlich konnte es mir egal

sein. Wie alles andere auch. Die emotionale Achterbahnfahrt war vorbei. Aus Lautsprechern drang unablässig aztekische Musik. Töne von Luftwirbelpfeifen, schaurig und schrill. Man sagt, am besten klingen diese Instrumente, wenn sie aus menschlichen Gebeinen geschnitzt wurden. Geräusche wie nächtlicher Wind in einsamer Gegend. So saßen wir uns gegenüber. Die schneidenden Töne im Ohr. Als hätte mich ein Tinnitus befallen.

## VIII

Mein Nachbar mäht nicht mehr. Er harkt jetzt Laub. Bringt gelbe, prall mit Laub gefüllte Säcke vor seine Gartentür. Ich ziehe mich an meinen Ort zurück und höre Grieg. Lyrische Stücke. Elegische Melodien. Grieg ist ein Meister der Melancholie. Ich liebe seine Stimmungen. Nordklare Luft, düster-erhabene Farben, aufsteigende Nebel. Das versetzt mich in einen Zustand abgeklärter Ruhe. Eine Gefaßtheit füllt mich aus, eine von innen her strömende Wärme. Wie ein Glas heißer Tee an einem kalten Tag, bei scheußlichem Wetter. Oder besser noch Grog. Ich genieße Grieg wie

einen Grog. Mit geschlossenen Augen. In bequemer Haltung. Die Tonwiedergabe von einem Knistern begleitet. Ich habe meinen alten Plattenspieler entstaubt, die Grieg-Schallplatte aufgelegt. Das klingt wie Musik aus einer anderen, fernen Zeit. Oder Schuberts *Winterreise*! Es geht mir gut. Ich bin entspannt. Man merkt es mir an. Ich kann es nicht verbergen. Meine seltsame Gelassenheit. Meinen unbegreiflichen Seelenfrieden. Mein Freund hat mich gefragt, wie ich das mache. Wie es mir gelingt, so ausgeglichen, so ganz und gar in mir selbst aufgehoben zu sein – unter diesen Bedingungen! Wie ich das aushalte. Den täglichen Irrsinn. Die zeitgeisttrunkene Gesellschaft. Die allgemeine Verdummung. Die Gedankenleere. Die Gleichgültigkeit. Das Denunziantentum. Ich kann ihm unmöglich meinen Ort verraten, so gern ich es auch täte. Ich würde ihn und mich gefährden. Wir müssen lernen, Geduld zu bewahren. Ich weiß nicht, für wie lange. Niemand weiß es. Verbote kommen und gehen. Nichts hat ewigen Bestand. Es gab Zeiten verbotener Bücher, verbotener Witze, verbotener Reisen in fremde Länder. Man darf sich davon nicht beirren lassen. Im Augenblick ist klassische Musik an der Reihe. Wobei auch